Unbequeme Wahrheiten

Der ‚Edle Ritter' ist gar keiner, weil er selbst zu denen gehört, die ihre Rolle systemstabilisierend ausfüllen – Stellungnahme zu einem Leserinnenbrief aus hlz 7-8/2019, S. 6, der sich auf den Artikel in hlz 5-6/2019, S. 18f ‚Fenster öffnen' bezog

Einer, der die Witwen und Waisen, die Schwachen und Zurückgebliebenen beschützt, so einer soll ich wohl sein, wenn ich die Kollegin Gabi Mai richtig verstanden habe (s. Leserinnenbrief). Im Übrigen reimt der Kindermund auf Ritter ja Splitter. Der muss ja nicht zwingend im Gesäß, sondern kann auch im Kopf verortet gesehen werden. Die Bibel sah ihn ja im Auge! Da muss ein Missverständnis vorliegen, weil ich mich bei meinem Blick auf gesellschaftliche Benachteiligungen immer mit einbeziehe. Ich sehe sehr wohl – um im Bild zu bleiben – den Balken im eigenem Auge. Und da ich mich als ehemaliger Lehrer eher zu denen zähle, die sowohl materiell als auch kulturell nicht zu den Verlierern gehören, darf mein kritischer Blick gerade auch in Hinblick auf die eigene Rolle nicht ausgespart bleiben. Und diese Rolle besteht in erster Linie darin, innerhalb eines Gesellschaftssystems, das auf Konkurrenz ausgelegt ist, die Kinder und Jugendlichen in der Schule auf das vorzubereiten, was ihnen später dazu verhilft, nicht als Verlierer_in dazustehen. Aber wo es Gewinner gibt, muss es auch Verlierer geben! Und da liegt die Krux in Hinblick auf die Bildungsbenachteiligung. Denn wenn die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Bildungskarriere so unterschiedlich sind wie hierzulande, dann muss doch jedem und jeder, der oder die an mehr Chancengleichheit interessiert ist, auffallen, dass das aus dem Kaiserreich herrührende gegliederte Schulwesen eine der Ursachen ist, die für die strukturelle Benachteiligung derjenigen Gruppen, die über wenig oder ein anderes kulturelles Kapital verfügen verantwortlich ist. Denn diese Differenz ist es, die ihnen den Bildungserfolg und damit die Chance auf einen sozialen Aufstieg verwehrt. Und dass diese Benachteiligung hierzulande im internationalen Vergleich besonders ausgeprägt ist, zeigen seit Jahren alle Untersuchungen über besagten Gegenstand. Der gestanzte Satz – man mag es kaum noch hören –, dass in keinem anderen Land der Bildungserfolg mehr vom Status der Familie abhängt als bei uns, ist die alljährlich wiederkehrende mediale Botschaft. Man ist anscheinend abgehärtet, was dieses Urteil betrifft. Man lässt es über sich ergehen, redet über partielle Erfolge und hofft so, schnell zur Tagesordnung übergehen zu können.

Dabei – und das ist m.E. das Perfide – kennt man die Ursachen genau. Man erinnert sich dumpf an das katholische Mädchen vom Lande, das noch in den ersten Dekaden nach Gründung der Bunderepublik als die Bildungsbenachteiligte per se ausgemacht worden war und weiß doch längst, dass in einem von Einwanderung geprägten Land ganz andere zu den Bildungsverlierer_innen zählen. Die betroffenen Gruppen sind heutzutage also andere; das System – das gegliederte Schulsystem –, das das Unten und Oben festlegt, nicht.

Da die Verhältnisse aber nicht naturgesetzlich festgeschrieben sind, ist es unsere Aufgabe, den Finger in die Wunde zu legen.

Es reicht nicht, nur auf die Politiker_innen zu zeigen, denn auch wir sind Teil des Systems. Und da erwarte ich von jedem von uns eine ehrliche Antwort in Hinblick auf die objektive Rolle, die wir als Lehrende haben. Man kann gerade im Bildungssystem sicherlich die Spielräume nutzen – und das muss nicht immer gleich subversiv geschehen –, die das System in Richtung emanzipatorische Zielsetzung bietet. Was man nicht kann, ist, aus seiner Rolle in der Schule heraus so mir nichts dir nichts die Verhältnisse ändern, auf denen die Chancenungleichheit beruht. Genauso wenig wie ich die Eltern, die ihre Kinder nicht mit den Kindern zusammen lernen lassen wollen, von denen gesagt wird, dass sie den Weihen höherer Bildung nicht gewachsen seien, moralisch verurteile, genauso wenig stelle ich den Job eines Kollegen oder einer Kollegin am Gymnasium infrage oder klassifiziere sie gar als Handlanger_in des Systems, das Ungleichheit perpetuiert. Trotzdem muss es gestattet sein, den objektiven Zusammenhang, der Ungleichheit wie in diesem Fall nicht nur reproduziert, sondern aus meiner Sicht sogar verschärft, als das zu geißeln, was es ist: Ein System, das die Klassenverhältnisse festschreibt und dabei darauf ausgerichtet ist, die zu dessen Erhalt notwendige schichtspezifische Differenzierung immer wieder

zu reproduzieren. Da das Ganze mittlerweile in einer von Migration geprägten Gesellschaft stattfindet – meine Interviewpartnerin Mechthild Gomolla spricht auf S. 34ff dieser Ausgabe sogar von einer ‚post-migrantischen Gesellschaft' neuer Qualität –, lässt sich deshalb der im Angelsächsischen längst übliche Begriff des Rassismus für auf Nichtweiße bezogen, für die bereits das Akronym POC, people of color existiert, meiner Auffassung nach auf hiesige Verhältnisse übertragen. Ich bleibe also bei dem, was ich in dem Artikel ‚Fenster öffnen' geschrieben habe: „Solange die Herkunftsdeutschen die Träger_innen von ‚white privilege', sich weigern, ihren Nachwuchs zusammen mit den Kindern von Zugewanderten aufwachsen zu lassen, ist unsere Klassengesellschaft rassistisch zu nennen." (ebd. S.19)

Selbst die von konservativer Seite aufgebaute Journalistin türkischer Herkunft, Düzen Tekkal, die in einer Kampagne namens #GermanDream für eine Art Bringeschuld der Migrant_innen plädiert, wenn sie denn hier als gleichberechtigte Partner_innen anerkannt sein wollen, spricht von einem strukturellem Rassismus (s. DIE WELT v. 5.8.2019), obwohl ihrem Beitrag ein redaktioneller Kommentar hinzugefügt ist, der zusammenfassend meint: „Die Polarisierung unserer Gesellschaft nimmt zu. Manche Migranten glauben, sie fahren besser, wenn sie sich »People of Color« nennen und zwischen sich und den »anderen« unterscheiden. Der Autorin gehen die Schwarzmaler auf die Nerven."

Egal welcher Position man folgt: es fordert heraus, weil jede_r, der oder die nicht zu jenen Migrant_innen gehört, spürt, daran beteiligt zu sein. Das war es auch, was das Buch der britischen Autorin Reni Eddo-Lodge zutage brachte und in der britischen Öffentlichkeit hohe Wellen des Protests schlagen ließ. Sie hob in diesem Zusammenhang noch einmal das an sich Bekannte hervor: White Privilege, wie sie schreibt, ist „die Abwesenheit der negativen Folgen von Rassismus. Die Abwesenheit struktureller Diskriminierung, die Abwesenheit der Tatsache, dass deine Hautfarbe zu allererst als Problem gesehen wird, die Abwesenheit des »aufgrund meiner Hautfarbe ist es weniger wahrscheinlich, dass ich erfolgreich sein werde«. Es ist die Abwesenheit schräger Blicke, die dich treffen, (…) die Abwesenheit lebenslanger subtiler Marginalisierung und Abstempelung zum Anderen – der Ausschluss vom Narrativ, ein Mensch zu sein. (…) Das Konzept White Privilege zwingt Weiße, die nicht aktiv rassistisch sind, sich mit ihrer eigenen Komplizenschaft bei der Aufrechterhaltung seiner Existenz zu konfrontieren."* Insofern ist nichts von dem zurückzunehmen, was ich im oben erwähnten Artikel in diesem Zusammenhang geschrieben habe: „Es mag schwerfallen sich einzugestehen, dass es in der Konsequenz rassistisch ist, wenn ich mein Kind aufs Gymnasium schicke, es also von jenen separiere, die mit anderen kulturellen Standards aufwachsen." (ebd. S. 19)

So wenig, wie ich einem Piloten sagen würde, er sei ein Klimakiller, so wenig sage ich zu einem Gymnasiallehrer, er sei ein Rassist

Es geht mir also nicht, wenn ich von Rassismus spreche, um irgendwelche von Teilen des Publikums produzierte Urwaldlaute in manchen Fußballstadien, wenn ein schwarzer Spieler am Ball ist. Über diese Art von offenem Rassismus muss man nicht streiten. Es geht um Subtileres, um das, was institutioneller Rassismus meint: Die Bildungsbenachteiligung von Kindern und Jugendlichen gegenüber dem deutschen, kulturell, sprachlich und ethnisch differenten Milieu, das primär unserem gegliederten Schulsystem geschuldet ist.

So wenig, wie ich einem Piloten sagen würde, er sei ein Klimakiller, so wenig sage ich zu einem oder einer Gymnasiallehrer_in, sie oder er sei ein_e Rassist_in. Dieses Bashing verbietet sich ebenso gegenüber denjenigen, die ihr Kind aufs Gymnasium schicken. Aber um nicht bei bestimmten Rollen- und/oder Funktionsträgern hängen zu bleiben: ich könnte aus einem objektiven Zusammenhang heraus betrachtet diese Art negativer Zuschreibungen erweitern, indem ich alle Flugreisenden auch nicht mit dem Prädikat Klimakiller auszeichne, was natürlich nicht weniger für Autofahrende, Fleischessende und und und… gilt. Was passt hierzu besser als der leicht abgewandelte alte Sponti-Spruch: Die schärfsten Kritiker der Elche sind selber welche!**

Mit anderen Worten: Wir alle müssen mit diesen Widersprüchen leben, was aber kein Freifahrtschein sein sollte, gesellschaftliche Missstände als – früher sagte mensch – Gott gegeben hinzunehmen. Ich sehe es allerdings als unsere Aufgabe an, hierüber ein kritisches Bewusstsein herzustellen, was wiederum die Voraussetzung für ein diskriminierungsfreieres Miteinander bildet.

JOACHIM GEFFERS

---

*Reni Eddo-Lodge, Warum ich nicht länger (mit Weißen) über meine Hautfarbe spreche, Stuttgart 2019, S. 97f

**Im Original heißt es: „Die schärfsten Kritiker der Elche/waren früher selber welche." Es stammt von F. W. Bernstein, bekannt als Karikaturist und Satiriker († 2018)